

Die UFO-AKTEN

Auf den Spuren
der Außerirdischen

TOP SECRET



Martin Carter
AMOK

Band 0 / 3,30 DM

Oh. 24 / Bv. 330 / FF. 14
L. 4200 / Hb. 4.26 / Pps. 300

BASTEI
ROMAN



DIE UFO-AKTEN

„**AMOK**“

von **MARTIN CARTER**

Anmerkung:

Die Rechte an dieser Geschichte, Handlung, Namen, Orte und Ideen besitze ich. Grundhandlung, Hauptcharaktere und Titel basieren auf der gleichnamigen BASTEI Romanheftserie.

Um diese Rechte zu schützen, untersagte ich jegliche Veröffentlichung, Übersetzung, unerlaubte Weitergabe (auch digital), Verlinkung und jeden Abdruck auch auszugsweise, ohne vorherige Rücksprache. Die Story ist kostenfrei auf meiner Page erhältlich. (*Martin Carter 2010*)

www.martin-carter.de

Kontakt: *info@martin-carter.de*

© 1995/2010

Devilscane Forrest

Devilscane, Nevada, 01. September 1996, 23:58 Uhr

Tausende von Sterne erhellten den Himmel. Die Luft war kühl und erfrischend. Mächtige Bäume mit gewaltigen Kronen bildeten den Devilscane Forrest. Der Wind umspielte die mit Blättern gespickten Äste und erzeugte so ein beruhigendes Rauschen. Trotz der Dunkelheit herrschte Leben. Das Kreischen einer Eule oder das Pfeifen von Fledermäusen erklang über Entfernungen hinweg. Grillen zirpten in die Nacht hinein. Finsternis füllte den Wald aus. Lautes Knirschen und knacken echote umher. In einiger Entfernung erhellte ein flackerndes Licht die riesigen Baumstämme. Das Licht konnte meilenweit gesehen werden. Es war kein einfaches Licht, es besaß große Macht, war stets hungrig und manchmal unbarmherzig. Oft glaubte man es beherrschen zu können und doch erwies es sich immer häufiger als unkontrollierbar. Viele glaubten es lebe, da es atmete und aß und doch, war es kein Lebewesen.

„...und das grausige Monster brüllte den Polizisten mit fletschenden Zähnen an. Er konnte den Ekel erregenden Atem im Gesicht spüren, bevor es... ihn mit seinen mächtigen Pranken packte und zerriss!“ Robert Thilda packte plötzlich den verängstigten Jungen neben sich. Der Junge schrie.

„Las ihn in Ruhe, Robert!“ sagte seine Frau Martha ruhig. „Von deinen Geschichten hat Justus schon genug Angst. Er wird die restliche Nacht nicht schlafen können.“

„Es ist fast Mitternacht, da erzählt man Gruselgeschichten. Mein Vater hat das auch mit mir bei jedem Campen gemacht.“

„Von deinem Vater möchte ich lieber nicht reden und du weißt warum!“

„In Ordnung.“ antwortete Robert und ließ Justus los. „Ich werde noch ein etwas Holz holen, damit uns das Feuer nicht im Stich lässt.“

„Darf ich das machen?“ fragte ihn Justus mit großen Augen. Robert konnte nicht Nein sagen. Er blickte Martha an, die zustimmend nickte. „Wenn du keine Angst hast, junger Mann?“

„Nein, Daddy.“ Robert wuschelte seinem neunjährigen Sohn durchs Haar.

„Versprich mir nicht so weit wegzulaufen?“

„Ehrenwort.“

„OK, zisch ab.“ Robert lächelte.

Der kleine Justus rannte in den dunklen Wald hinein.

„Er ist ziemlich übermütig.“ sagte Martha.

„Ganz die Mutter.“

„Nein, eher der Vater.“

Robert lachte.

Die Familie Thilda hatte es sich an einem größeren Lagerfeuer gemütlich gemacht. Ein kleines ‚zwei Mann Iglozelt‘ stand nahe der Wärmequelle. Das Metallgeschirr erhitzte sich langsam am Feuer.

Die Essensreste, sie hatten sich einen Bohneneintopf mit Speck gemacht, eben wie im wilden Westen (so hatte es sich Justus gewünscht), schmorten vor sich hin. Der Geruch schwebte in der Luft.

Martha saß in einem kleinen Gartenstuhl und blickte Robert an. Sie war zwar nicht gerne campen gefahren, doch hatte sie Justus Wunsch zugestimmt.

Gelassen ging Robert zum Zelt und holte seinen Schlafsack. Auf dem freien Fleck neben dem Feuer breitete er ihn aus und setzte sich drauf. Dann starrte er ins Feuer und ließ seine Gedanken reisen. Er liebte den Wald über alles, die Tiere, die Bäume samt Sträuchern und seinen typischen Geruch. Mindestens einmal, manchmal auch zweimal im Jahr hatte sein alter Herr mit ihm im Wald gezeltet. Jedes Mal war es für den kleinen Robert ein Abenteuer gewesen. Es war aufregend, nur er und sein Vater lebten für ein, zwei oder mehr Wochen in der Wildnis. Angeln und Jagen wie es nur die Indianer vor langer Zeit gemacht hatten. Ihr Waldausflug war immer spontan entschieden worden, morgens sagte ihm sein Vater Bescheid und mittags waren sie schon unterwegs. Früher war es ihm egal zu wissen, warum sein Vater so gehandelt hatte, Hauptsache er konnte in den Wald zurück.

Roberts Blick wanderte zu den majestätisch hohen Baumkronen, die Ehrfurcht einflössend auf ihn herab blickten. Lange war er nicht mehr im Wald gewesen, abgesehen vom Häuserwald des

Großstadtdschungel von Los Angeles. Erst jetzt wusste er, was er all die Jahre vermisst hatte.

„Ich liebe den Wald, Martha.“ sagte er laut. „Früher war ich mehr mit der Natur verbunden. Auf Bäume geklettert, Baumhäuser gebaut, Höhlen gegraben, Pfeil und Bogen gebastelt und all das sind jetzt schöne Erinnerungen. Manchmal wünschte ich...“

„Du wärst wieder ein Kind?“ vervollständigte seine Frau.

„Ja, du nicht?“

„Hmmm, ... vielleicht ab und zu mal. Aber ich bin älter geworden und andere Dinge haben alte abgelöst. Damals spielte ich immer Mutter zu sein und heute bin ich es. Ich möchte diese Erfahrungen nicht missen.“

„Ich auch nicht. Doch die Kindheit hat mich geformt und jetzt will ich meinem Sohn, das geben was mein Vater mir gegeben hat.“

„Aber bitte nur die guten Sachen.“

„Mein Vater zeigte mir die Freiheit. Leben im Einklang mit der Natur.“

Robert trauerte um seine letzten Worte. Sein Vater war nur der Freiheit wegen mit ihm weggefahren. Er war ein Bankräuber gewesen und war gleich nach dem Überfall mit Robert in der Wildnis verschwunden. Dort blieb er bis ein wenig Gras über die Sache gewachsen war. Und wenn er mal in Verdacht kam, was war besser als das Alibi eines glücklichen Jungen, der mit seinem Vater Urlaub gemacht hatte und davon begeistert berichtete. Irgendwann war sein Vater nicht wiedergekommen. Erschossen vom Wachmann der Bank.

Als Robert all das verstanden hatte, war über ihm eine Welt zusammengebrochen. Seitdem hatte er keinen Urlaub mehr in der Wildnis gemacht. Fünfundzwanzig Jahre war das nun her.

Sein Blick wanderte gen Himmel, den glänzenden Sternen entgegen. *Wunderschön.*

„Ich glaube ich erkenne einige Sternbilder.“

„Wie wär’s wenn du sie Justus zeigst, dann lernt der Junge noch was.“ riet ihm Martha.

„Eine gute Idee. Wo ist er?“

„Noch nicht zurück.“ sagte Martha und wurde unruhig.

Robert ging es nicht anders und stand auf. Er blickte sich um. Kein Justus Thilda zu sehen!

„JUSTUS!“ rief er.

Nur der Ruf einer Eule antwortete ihm.

„JUSTUS!“ rief er erneut.

Er wartete einige Sekunden, die ihm wie eine Ewigkeit vorkamen. Doch auch diesmal, keine Antwort.

„Mein Gott, meinem Kleinen wird doch nichts passiert sein?“ Martha war voller Sorge und das zu Recht, Justus war ihr einziges Kind. Sie liebte ihn abgöttisch.

„Wahrscheinlich hat er sich verlaufen.“

„Das allein ist schon Sorge genug.“

„Schon verstanden, ich gehe ihn suchen.“

„Nein, wir.“

Robert ging zum Zelt und holte eine Taschenlampe heraus.

„Es ist besser, wenn einer hier bleibt. Der Junge könnte allein zurückfinden und ich will nicht, das er hier niemanden vorfindet.“

„Du hast Recht, Robert. Pass auf dich auf.“

„Das werde ich.“

Plötzlich knackte und krachte es. Das Lagerfeuer schien zu explodieren. Bunte Feuerfunken sprühten durch die Luft. Martha und Robert hielten ihre Arme schützend vors Gesicht.

„Was war das?“

„Ein Zapfen, Martha.“ beruhigte er seine Frau. „Ich hatte einen Tannenzapfen ins Feuer gelegt, während ich die Gruselgeschichte erzählte. Er sollte ... Justus erschrecken. Entschuldige.“

„Ist schon gut.“

Robert schaltete die Taschenlampe ein. Der helle Lichtstrahl grub sich in die Finsternis des Waldes, wie ein Schwert durch Butter.

Vorsichtig trat er in die Dunkelheit des Waldes. Der Wald war im Dunkeln wie ein Labyrinth mit vielen Hindernissen. Steine, Äste und Baumwurzeln wurden zu Stolperfallen und Erdmulden zu Fallgruben. Bei jedem Schritt hatte er Angst, er würde an irgendetwas hängen bleiben und hinfallen. Seine Gedanken kreisten auch um die Tiere, die im Dunkeln auf ihn zu lauern schienen. Ab und zu hatte er das Gefühl beobachtet und vielleicht als Nahrung eines Tieres betrachtet zu werden. Er verscheuchte diese Gedanken und füllte sie mit der Angst um seinen Sohn aus. *Wo konnte Justus stecken? Warum musste er auch so tief in den Wald hineinlaufen? Warum antwortet er nicht? Geht es ihm gut? Lebt er noch?*

„JUSTUS!“ schrie Robert mit voller Stimmkraft, doch auch diesmal erfolgte keine Antwort.

Nachdem er etwa zwanzig Meter gegangen war, währenddessen hatte er ständig den Lampenstrahl geschwenkt, überlegte er, wo er weitersuchen sollte. Er beschloss das Lager zu umkreisen und nach jeder Runde den Radius zu vergrößern. Sein Herz schlug schnell. Das Pochen spürte er in jeder Pore seines Körpers. Er war aufgeregt, nervös und durcheinander. Die Sorge um Justus zermarterte ihn. *Hoffentlich ist mit dem Jungen alles in Ordnung.* Behutsam drückte er einen Busch beiseite als es plötzlich krachte. Das Brechen eines Astes schallte durch die Luft. Reflex mäßig richtete er den Lichtstrahl in die entsprechende Richtung.

„Justus!“ rief er diesmal mit normaler Stimmlage.

Vorsichtig marschierte er der Geräuschquelle entgegen. Sein Weg führte durch ein lang gestrecktes Gebüsch, das seine Schritte erschwerte.

„Justus! Mein Junge sag doch etwas!“

Daddy, schien jemand in die Finsternis zu flüstern.

War das mein Junge oder ein Hirngespinnst, fragte sich Robert ernsthaft. Er kannte die Antwort nicht.

Das Gebüsch schien kein Ende zu nehmen. Leider war nichts zu hören. *War er noch auf dem richtigen Weg?* Sein Herz pochte so stark, dass er dachte es würde ein Loch in seine Brust schlagen.

Der nächste Schritt führte aus dem Gebüsch hinaus. Er stoppte, lauschte und schwenkte die Lampe.

Stille.

Als ob er Wald ausgestorben war. Selbst das Zirpen der Grille oder das Rufen der Eule waren verstummt.

Auch der Lichtstrahl brachte keinen neuen Hinweis.

Halt! Stopp!

Da war doch etwas, sagte sich Robert. Irgendetwas hatte das Licht reflektiert. Mit zitternder Hand versuchte er die Reflexion wieder zu erhaschen. Eine Sekunde später hatte er sie gefunden. Etwas Weißes blitzte im Lichtkegel auf. Langsam näherte er sich.

Ihm schien die weiße Fußsohle eines Turnschuhes entgegen. Es war ein weißer Kinderturnschuh. Sein Herz schlug stärker. „Justus!“ rief er voller Hoffnung. Als er den Schuh erreichte, sah er den Jungen noch darin stecken. Justus lag bäuchlings am Boden. Robert kniete bei seinem Sohn. *In Filmen fühlte man immer nach dem Puls*, schoss es ihm durch den Kopf. Durch seine Fingerkuppen hindurch fühlte er an Justus Hals noch Leben. Erleichtert atmete er auf. *Wahrscheinlich war er nur gestolpert und ohnmächtig*. Robert sah, dass ein wenig Blut am Kopf klebte, als er Justus auf seinen Arm nahm.

Robert musste einige Sekunden suchen um das flackernde Licht des Lagerfeuers auszumachen. Es war mindestens zweihundert Meter entfernt. *Aus welchem Grund war Justus so weit weggelaufen, schließlich lag Brennholz nur wenige Meter neben dem Lager*. Dieser Gedanke beschäftigte ihn am meisten.

Eine merkwürdige Wärme schien über seinen Rücken zu laufen. Robert versteifte sich. Die Wärme nahm zu. Langsam drehte er sich um. Der Lichtstrahl folgte. Doch auch ohne Licht sah er zwei leuchtende Augen nur einen halben Meter vor sich. Ein brummendes Knurren wurde laut. Der Lichtstrahl erfasste das Speichel tropfende fletschende Maul. Robert ließ die Taschenlampe fallen.

Büro des Sheriffs

Devilscane, Nevada, 02. September 1996, 04:58 Uhr

Sheriff George Tampa drückte seine erste Zigarette an diesem Morgen aus und ergriff seine Kaffeetasse.

Ein Gähnen gestattete er sich, bevor er einen Schluck vom schrecklich schmeckenden Kaffee nahm.

Er war ein grauhaariger sechzigjähriger mit durchtrainiertem Körperbau. Seine kurzen Haare und sein Schnurrbart waren stets gerade geschnitten. Er war ein ordnungsliebender Mensch, der in sehr vielem, sehr penibel war. Wahrscheinlich war er aus diesen Gründen Sheriff geworden. Leider hatte er sich vor einigen Jahren eine schwere Infektion zugezogen und musste seitdem mit Vorsicht an Essen und Trinken herangehen. Der Arzt hatte ihm empfohlen (mit einem angedeuteten B davor) nur entkalktes und natriumarmes Wasser für Speisen und Getränke zu verwenden. Dieses Wasser

kaufte er immer in Gary's Drugstore und Gary zockte ihn ohne Hemmungen dafür ab. Auch sein Kaffee wurde mit diesem Wasser aufgegossen. Tampa war der Ansicht, der Kaffee hatte dadurch Aroma verloren. Da er aber auf Kaffee nicht verzichten wollte nahm er das hin.

Sein Blick wanderte über den gerade aufgenommenen Bericht. Der Sohn eines Campers war von einem Bären angegriffen und verletzt worden. Auch der Camper war wie durch ein Wunder seinen Klauen entkommen. Wie, vermochte der Camper nicht zu erklären. Tampa war erfreut, dass alles glimpflich ausgegangen war.

Ruhig wischte sich Tampa den übrig gebliebenen Schlaf aus den Augen. Eigentlich sollte er erst um neun seinen Dienst antreten, doch Floyd, sein Deputy, war der Ansicht der Sheriff würde den ängstlichen Camper besser beruhigen können.

Ein Bär war schon lange nicht mehr in der Gegend gewesen und dann noch einer, der Menschen angriff. Er überlegte was er unternehmen sollte. Den Bären zu erlegen wäre angebracht, doch wegen der Größe vom Devilscape Forrest eine sehr zeitaufwendige Aufgabe. Zwar hatte er dem Camper versichert, er würde sich um den Bär kümmern, doch wusste er nicht, ob er das auch wirklich etwas tun konnte.

Sheriff Tampa lochte den Bericht und erhob sich aus seinem stoffgepolsterten Sessel. Er ging zum Aktenschrank und zog einen Ordner heraus. Nachdem er ihn geöffnet hatte, heftete er den Bericht zuoberst. Dann blätterte er die anderen Berichte kurz durch. Alle

handelten von Tierangriffen. Einmal Raben, die einige Schulkinder attackierten. Wildschweine, die die Vorliebe entwickelt hatten, Vorgärten als Suhplätze zu benutzen. Einen Hirsch, der einen Wilderer durch den Wald jagte. *Geschieht ihm recht*, dachte Tampa. Es waren nun zwanzig an der Zahl mit diesem. Als Tampa einen Blick über die Daten der Berichte schweifen ließ, musste er zugestehen, dass er doch ein wenig beunruhigt darüber war. Alle Berichte waren bis zu einer Woche alt. Davor hatte es zwar auch mal Angriffe von Tieren gegeben, doch nie so viele in so kurzer Zeit.

Tampa stellte den Ordner zurück in den Schrank und setzte sich wieder in seinen Sessel. Er verschränkte die Arme, sinnte nach und trank dabei seinen inzwischen lauwarmen Kaffee weiter.

Irgendetwas schmeckte ihm nicht und das war diesmal nicht der Kaffee.

Smokey' s

Devilscane, Nevada, 25. September 1996, 15:58 Uhr

Der Blick glitt über den stählernen Lauf der Colt Government. Weißer, nach Schwefel riechender Rauch stieg vom Lauf auf. Der Hahn, sowie sein Finger am Abzug waren immer noch gespannt. Völlig ruhig und gelassen stand er da. Um ihn herum schemenhafte Gestalten, die ihn mit übergroßen aufgerissenen Augen anstarrten.

Monster! Fünfmal hatte er auf sie geschossen und gesehen wie diese Monster getroffen umfielen.

Diese Biester verdienen den Tod! Seine Gedanken waren voll Zorn und Verabscheuung. *Selbst Schuld sind sie – sie haben's so gewollt.*

Scheinbar in Zeitlupe drehte er sich herum, die Waffe mitschwenkend. Die Monster hatten ihn umzingelt. Es gab keinen Ausweg mehr. Sie hatten gewonnen, doch ihn - ihn würden sie niemals bekommen. In einer fließenden Bewegung richtete er die Government gegen seine Schläfe und drückte den Abzug durch.

Sheriff George Tampa blickte auf den bäuchlings liegenden Amokschützen, der in seiner immer größer werdenden Blutlache lag, herab. Er hatte versucht ihn aufzuhalten, doch der Schütze hatte ihm keine Beachtung geschenkt. Fünf Menschen waren in weniger als fünf Minuten von Kugeln getroffen worden. Drei davon starben sofort, die zwei anderen behandelte gerade der Notarzt. Überall im Café Smokey's saßen ängstliche und heulende Menschen. Das Blut der Opfer und des selbstgerichteten Amokschützen hatten alles bespritzt. Auch Tampas Kleidung war von der dunkelroten Flüssigkeit nicht verschont worden. Der heutige Tag war einer der aufregendsten, in seiner vierzigjährigen Dienstzeit gewesen und einer der Tage, die er am liebsten aus seinem Gedächtnis verbannen würde.

Tampa richtete einen umgefallenen Stuhl auf und ließ sich hineinfallen. Ruhig und konzentriert atmete er ein und aus.

„Soll ich ihnen ein Glas Wasser holen, Sheriff?“ fragte sein junger Deputy.

„Nein, Floyd. Scotch ohne Eis.“

„Geht klar.“

Floyd hatte nur das Ergebnis des Desasters gesehen und nahm deshalb die Situation hin wie sie war. Wäre er Zeuge gewesen, bräuchte er wie jeder andere, der dabei war, einen Psychiater. Zu sehen wie sich der Amokschütze sein Gehirn wegpustet, darauf hätte Tampa gerne verzichtet und beneidete Floyd deswegen. Floyd, dachte sicher andersherum, doch Tampa wusste aus Erfahrung, dabei sein war nicht immer alles.

**Namenlose Raststätte am Interstate Highway 85
Connecticut, 26. September 1996, 9:58 Uhr**

Cliff Conroy blätterte in seiner Morgenzeitung, der New York Times. Aufmerksam überflog er jeden Artikel und las nur die Fakten auf die es ankam. Blind führte er dabei, ab und zu seine Kaffeetasse zum Mund.

Judy Davenport musterte ihr Gegenüber und stocherte dabei lieblos mit der Gabel in ihrem Frühstück herum. Eigentlich sollte es Rührei mit Speck sein, doch danach sah es einfach nicht aus. Wäre da nicht dieser eigenartige Geruch, den diese Pampe verbreitete. Ihr

war der Appetit vergangen. Sie konnte es nicht fassen, das Cliff den Kaffee anstandslos trank. Für sie schmeckte er nach Spülwasser. Auch diese Pampe von „Rührei“ hatte er ohne Probleme gegessen. *Männer! Manchmal könne sie echt ekelhaft sein.* Diese Raststätte hatte das Prädikat: „Besonders Wertvoll“ niemals verdient. Judy schrieb sie in Gedanken auf ihre Liste mit den NIE WIEDER Dingen.

„Steht etwas interessantes in der Zeitung?“ versuchte sie die Stille zu brechen.

„Ähm...“ raunte er nur.

„Du bist sehr gesprächig.“ Sie ließ die Gabel auf den Frühstücksteller fallen und schob ihn weit von sich weg.

„Entschuldige, Judy. Was hattest du was gesagt?“

„Ich wollte wissen ob etwas Interessantes in dem Ding, indem du herumblättest drin steht.“

„Klar, Hillary Clinton hat wieder drei Kilo zugenommen und Elvis ist erneut in Chicago gesehen worden.“ Cliffs grinste breit.

„Kid! Ich meine es ernst.“

„Ich auch. ... Schon gut. Ich dachte über etwas nach. In den Inlandsnachrichten gibt es einen kleinen Artikel über einen Ort namens Devilscane.“

„Devilscane? Nie gehört.“

„Er liegt in Nevada. Ziemlich unbedeutend. Die Überschrift spricht Bände: **‘10ter Amokläufer in Devilscane’**. Weiter heißt es, das es mehrere Tote und Verletzte gab und sich der Amokläufer selbst richtete.“

„Na ja. Auch eine Kleinstadt hat ihre 15 Minuten Ruhm.“

„Das mag schon sein, Judy. Was mich stutzig gemacht hat, war der erste Satz: *Der zehnte Amokläufer in drei Wochen forderte ...* und so weiter.“

„Zehn in drei Wochen. Ein guter Schnitt.“

„Und aus diesem Grund will ich dort hin. Ich glaube irgendetwas stimmt dort nicht.“

„Sicherlich ist es ungewöhnlich, aber auch nicht auszuschließen. Es gibt so viele Dinge, die wir nicht erklären können.“

„Ich will eine Antwort haben.“ erwiderte Cliff, stand auf, kramte einige Dollarnoten aus der Hosentasche und warf sie auf den Tisch. Schnellen Schrittes verließ er das Restaurant mit der Times unterm Arm. Cliff ließ eine verduzte Judy zurück.

„Du kannst doch nicht ... Na ja, du tust es gerade.“ Obwohl sie sich schon so lange kannten, gab es immer noch Situationen in denen Cliff sie überraschte.

Nach einigen Schrecksekunden brach auch sie auf und folgte ihm. Das grauenhafte Lokal ließ sie hinter sich. Ein gutes Gefühl. Ursprünglich wollten sie nur den Wassertank ihres Winnebagos auffüllen, doch Cliff hatte die Schnapsidee auch hier zu frühstücken.

Zwei Minuten später fädelt sich das amerikanische Wohnmobil der Beiden in den Verkehr des Highway 85 ein. Cliff hatte eine Landkarte überm Steuer ausgebreitet und suchte den schnellsten Weg

nach Nevada. Kurzer Hand zog Judy ihm die Karte weg und warf selbst einen Blick darauf.

„Achte du lieber auf die Straße, ich dirigiere dich schon entsprechend.“

„Danke. Ich schätze wenn wir ohne Unterbrechung fahren, brauchen wir etwa...“ Cliff zog die Augenbrauen hoch und rechnete. „... zwei Tage. Ja, das müsste hinhalten.“

„Wollen wir's hoffen.“

20 Meilen östlich von Devilscañe

Nevada, 28. September 1996, 11:58 Uhr

Cliff stoppte den Winnebago am Straßenrand und schaltete den Motor aus.

„Bist du sicher, dass dies die richtige Straße ist? Das letzte Auto ist schon vor Ewigkeiten an uns vorbeigefahren und wir hatten mehrere Abzweigungen zur Auswahl.“

Judy studierte die Karte. Dann schaute sie aus dem Beifahrerfenster.

Der Winnebago stand nahe einem dichten Wald, auf einer geraden zweispurigen asphaltierten Straße. Dreck war überall auf der Straßenoberfläche; sie sah selten benutzt aus. Der Wald wirkte auch

nicht besser, den Bäumen fehlte das Blattvolumen. Viele der leeren Äste waren knochig und leblos. Er schien krank zu sein.

„Tja, ich bin mir nicht ganz so sicher.“

„Und was nun?“

„Irgendwo muss die Straße ja hinführen.“

„Irgendwo ist gut.“

„Komm schon, Cliff. Fahr weiter, vielleicht treffen wir ja jemanden oder kommen an einem Haus vorbei, wo wir nach dem Weg fragen können.“

Als Antwort drehte er den Zündschlüssel und der Motor lebte auf. Er drückte das Gaspedal leicht nach unten und lenkte den schneller werdenden Winnebago zurück auf die Fahrbahn.

Die nächsten zehn Minuten fuhren sie nur geradeaus. Es kamen ihnen immer noch keine Autos, Fußgänger oder sonst etwas, was nach menschlichem Leben aussah entgegen. Nicht einmal eine weitere Wegkreuzung gab es.

„Ich glaube wir haben uns verfahren. Kann die Karte uns nicht doch weiterhelfen?“

„Nein.“ gab Judy zur Antwort. „Devilscane ist ein kleiner Punkt und nur mit einer kleinen Linie zum Highway verbunden. Die Abzweigung vom Highway aus haben wir ja gefunden. Leider ...“

„... fehlte jeder weitere Straßenhinweis.“ vervollständigte Cliff. „Hat die Stadtkasse kein Geld, das sie sich keine Schilder leisten können?“

„Wer weiß?“

Der Winnebago folgte der unendlich zu scheinenden Straße. Links und rechts begleitete sie dichter Wald. Wohin führte bloß die Straße, die aus einem Alptraum zu stammen schien. Überall diese toten Äste, die in Richtung Fahrbahn hingen und wie Skeletthände nach dem Winnebago griffen. In Cliffs Hinterkopf tauchten verschwommen Songtitel auf, denen er auf Anhieb keinen Sänger oder eine Gruppe zuordnen konnte. *Where the Streets have no Names. Road to Hell.* Alle Songs hatten eines Gemeinsam, einen Weg der nirgendwo hinführte.

Unerwartet tauchte ein schwarzes Etwas am Horizont auf.

„Heh Cliff, da kommt uns einer entgegen.“

„Das ist das erste Zeichen für menschliche Zivilisation hier. Wir werden diesen jemand nach dem Weg fragen.“

Dieser jemand stellte sich nach einigen Sekunden als eine verwaorlost aussehende alte Frau heraus, die eine leere Hundeleine hinter sich herzog. Ihre Kleidung hing in einigen Fetzen und war mehr schwarz, als irgendwie farbig. Waschen war wohl ein Fremdwort.

Cliff stoppte den Winnebago und schaltete ihn in den Leerlauf.

„Dann fragen wir mal.“ sagte er und stieg aus.

Die alte Frau schien ihn nicht zu bemerken und wanderte ruhigen Schrittes weiter. Er sah ihr graues verzaustes und verklebtes Haar und roch den eigenartigen Gestank, der von ihr ausging. Es war eine Mischung aus Schweiß, Urin, Alkohol und mehr. Am liebsten

wäre er geflüchtet, so unangenehm war sie ihm. Doch er riss sich zusammen.

„Entschuldigen sie, Ma'am. Führt diese Straße nach Devilsbane?“

Sie stoppte und war steif einige Sekunden lang. Hatte sie ihn nicht verstanden?

„Geht es hier nach Devilsbane?“ probierte er es noch einmal.

„Devilsbane!“ krächzte sie hervor. „Devilsbane! Ja, dort ist Devilsbane!“

Gerade als sich Cliff von ihr abwenden wollte, packte sie seinen Arm und schaute ihn an. Cliff erschrak, als er ihre ausdruckslosen Augen erblickte. Ihre Pupillen existierten nicht, nur das Weiß des Augapfels.

„Kehrt um Fremde, solange noch Zeit ist!“

„Was meinen sie?“ erkundigte sich Cliff mit verwirrtem Gesichtsausdruck.

„Ich warne euch! Devilsbane ist verflucht! Jeder in Devilsbane ist verflucht! Jeder!“

„Was für ein Fluch?“

„Kehrt um, ehe der Fluch auch euch erwischt!“

„Hören sie, Ma'am. Wovon reden sie eigentlich!“

Die alte Frau ließ Cliff los und trottete davon. Er hörte wie sie zu sich selber weiter sprach.

„Ich habe gewarnt, doch wie immer hört niemand auf mich. Ich habe gewarnt, jetzt müssen sie ihre eigene Wahl treffen. Warum hört niemand auf mich?“

Leicht irritiert stieg Cliff in den Winnebago zurück.

„Verrückt!“

„Ihr Fluch oder sie selbst?“ fragte Judy, die alles mitverfolgt hatte.

„Ich weiß nicht! An dem Fluch könnte etwas dran sein.“

„Oder auch gar nichts. Hast du gesehen wie sie aussieht, die hat bestimmt täglich mehr Alkohol als sonst etwas getrunken. Außerdem habe ich noch nie jemanden gesehen, der seine Hundeleine ausführt. Die Frau ist verrückt und wer ihr Glauben schenkt, dem geht es genauso.“

„Ich weiß nicht, ich behalte ihre Worte lieber im Hinterkopf.“

„Wie auch immer, wenigstens schien sie zu wissen, wo Devilsbane liegt.“

„Richtig, nur der Straße folgen, das was wir schon seit Stunden tun.“ Cliff legte den Gang ein und gab Gas. Dreck aufwirbelnd zischte der Winnebago auf der Straße davon. „Also fahren wir weiterhin ins Ungewisse.“

Ihre Reise führte die Beiden eine weitere Stunde die gerade Straße entlang. Dann – endlich - erreichten sie über eine schmale Zufahrtsstraße, Devilscape.

Devilscape war größer als sie es erwartet hatten, um sie herum waren zwei- und dreistöckige Gebäude, teilweise mit einem Geschäftsraum im Erdgeschoß. Ein wenig erinnerte sie Cliff an Westernstädte aus alten Filmen, wie *Spiel mir das Lied vom Tod*, da einige Gebäude ähnlich gebaut schienen. Nur, dass die schlammigen Straßen asphaltiert und mit einem Bordstein ausgestattet, sowie hier und da Parkplätze vor den Geschäften waren, anstatt Holzpfähle um das Pferd anzubinden. An Leben war auch kein Mangel, Autos befuhren die Straße und Männer mit ihren Frauen bummelten an den Schaufenstern vorbei.

Cliff steuerte mit dem Winnebago zur Stadtmitte hin. Judy blickte interessiert durch die Schaufenster eines Damenbekleidungsgeschäftes und musterte die Auslagen. An einer Kreuzung verzweigte sich die Straße. Nach einigem Überlegen beschloss Cliff weiter geradeaus zu fahren. Er hatte Vorfahrt. Plötzlich blitzte etwas Blaues in seinem linken Augenwinkel auf, doch als er den Kopf drehte war es schon zu spät. Ein heftiger Rums mit einem anschließenden Knall erschreckte Judy und Cliff und schüttelte sie durch. Der Winnebago wurde nach rechts gedrückt. Cliff packte das Steuer fest, um den Wagen unter Kontrolle zu behalten. Doch so sehr er sich auch bemühte, er konnte das Abdriften nicht aufhalten. Sein Fuß schmerzte auf als er das Bremspedal ins

Bodenblech drückte. Mit quietschenden Reifen schlitterte der Winnebago über die Kreuzung hinweg in einen Briefkasten, der auf der rechten Kreuzungsseite stand. Dann war die Fahrt beendet und der Motor abgesoffen.

Cliff saß mit aufgerissenen Augen da und schaute einem dunkelblauen Chevrolet mit schwarzem Verdeck nach. Sein Blick erhaschte das Nummernschild: BIG CODY. Der Chevy-Fahrer hatte beim abbiegen mit seinem Heck die linke Seite des Winnebagos gestriffen, aber das kümmerte den Fahrer anscheinend nicht. Der Chevy entfernte sich. Fahrerflucht.

Sekunden später war Cliff aus seiner Starre erwacht und schlug kräftig mit beiden Fäusten aufs Steuerrad.

„Scheiße! Was war denn das!“ brüllte er und blickte zur bleichen Judy. „Bist du in Ordnung?“ Seine Stimme war wieder sanft.

„Ja ... Ich glaube es geht mir wieder besser.“

Cliff zögerte nicht und stieg aus. Zorn wallte in ihm auf, als er den angerichteten Schaden sah. Der linke Kotflügel war stark eingedrückt und völlig seiner Farbe beraubt. Hier und da zogen sich bläuliche Farbstriemen entlang, die der Chevy hinterlassen hatte. Ein Reifen war geplatzt und die Felge verbogen. *Vermutlich hat die Achse auch etwas abbekommen*, dachte Cliff.

„Das sieht ja phantastisch aus!“

Judy trat zu ihm.

„Das sieht eher teuer aus.“

„Ich weiß. Ich hoffe, ich kriege diesen Kerl zu fassen, dann kann er sich auf was gefasst machen. Den bringe ich schon dazu für die Reparatur aufzukommen.“

Judy schwieg lieber, als etwas Falsches zu sagen. Sie verstand, das Cliff so reagierte, schließlich war es sein Winnebago und ihr ‘Zuhause’ seit einiger Zeit, aber das war eine längere Geschichte.

„Warum sagst du nichts? Stehst du noch unter Schock?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich dachte nur nach.“

„Worüber? Wie wir den Kerl am schnellsten aufgabeln?“

„Nein. Der Unfall hat doch auch was Positives?“

„Positiv? Du findest einen Unfall mit Fahrerflucht positiv?“

„Das meine ich nicht. Jetzt haben wir einen Grund um einige Zeit hier zu verweilen und mit dem Sheriff ein Wort zu wechseln.“

„Ein teurer Grund.“ Cliff stemmte die Arme in die Hüften und atmete kräftig ein und aus. Dabei schaute er sich um. „Ich laufe mal zu dem Laden da vorne. Vielleicht kann ich ja eine Werkstatt mit Abschleppwagen organisieren. Ein Telefon werden die hier hoffentlich haben.“

„Und was mache ich solange?“

„Du kannst ja die Post aufsammeln.“ Er zeigte auf die verteilten Briefe, die dem demoliertem Briefkasten entquollen.

„Toll, vom Bundesmarshall zum Postboten degradiert!“

Cliff schmunzelte darüber, während er auf das Bekleidungsgeschäft zulief.

Mike's Car Service

Devilscane, Nevada, 28. September 1996, 15:17 Uhr

Judy schaute durch die dreckige Scheibe des Werkstattbüros. Das Büro diente gleichzeitig als Verkaufsraum für diverse Autoersatzteile und einigen Süßigkeiten. Sie hatte sich vor einigen Minuten einen Schokoriegel mit Karamellfüllung gekauft. Einen Dollar hatte er gekostet. Zwar schmeckte der Riegel und sättigte ein wenig, doch merkte sie auch, dass er bestimmt schon einige Zeit zu lange im Regal hinter sich hatte.

Sie schaute sich um. Mike's Werkstatt bestand aus einem größeren Büro, einer breiten Werkstatt mit Hebebühne und zwei überdachten Benzinzapfsäulen. Alles war in den verschiedensten Grautönen, ausgenommen der roten Leuchtreklame einer führenden amerikanischen Ölgesellschaft und dem Neonschild mit der Aufschrift *Mike's Car Service*. Allgemein konnte man zusammenfassend sagen, dass die Werkstatt nicht zu den Saubersten gehörte.

Neugierig blickte sie zu Cliff, der eine lautstarke Diskussion mit Mike Flanerty führte. Seinen Namen hatte Judy auf dem Mechanikeroverall gelesen. Es war wie ein kleiner Boxkampf zwischen Cliff und Mike bei dem der Sieger nicht feststand.

Nach zehn Minuten stürmte Cliff ärgerlich aus dem Büro, die Tür knallte er hinter sich zu.

„Frag mich lieber nicht, was er für die Reparatur verlangt.“

„Tu ich nicht.“ erwiderte sie ruhig.

„Dieser Typ weiß, wie man jemanden über den Tisch zieht. Es ist immer die gleiche Methode: *Ich habe das Ersatzteil nicht, doch ich kenne jemanden, der es mir besorgen könnte. Zwar kostet das dann etwas mehr, aber dafür aus erster Hand.* Es ist immer das gleiche.“

„Was hast du ihm geantwortet?“

„Das er seinen Freund zur Hölle schicken soll. Ich habe ihm eine Adresse gegeben, wo er in vierundzwanzig Stunden jedes Ersatzteil eines Automobils bestellt und geliefert kriegt.“

„Also bleiben wir mindestens einen Tag.“

„Nein, mindestens zwei. Die Achse ist wirklich schlimm verbogen und dafür braucht er Zeit.“

„Dann sollten wir uns eine Unterkunft besorgen.“

„Und den Sheriff aufsuchen, schließlich will ich Anzeige erstatten.“

„Dann schwingen wir uns auf die Kawasaki und...“

„Nein.“ unterbrach er. „Ich habe uns einen Leihwagen organisiert.“ Cliff zeigte auf einen nagelneuen grünmetallic glänzenden Ford Sierra. „Flanerty’s Privatwagen, ich habe ihn für meinen Tipp mit den Ersatzteilen bekommen. Gratis selbstverständlich.“

Judy blickte ihn erstaunt an. Sie wusste ja nicht, dass er mit Flanerty gewettet hatte. Flanerty wollte nicht glauben, dass Cliff seine Ersatzteile schnell organisieren konnte. Doch ein Anruf überzeugte Flanerty und die Wette ging zu Cliffs Gunsten aus. Der Gewinn, Flanerty's Privatwagen bis der Winnebago repariert war. Cliff hoffte, dass Judy seinen Wetteinsatz nie herausfinden würde; er hatte Mike ein Date mit ihr versprochen.

„Nicht zufrieden?“

„Doch, ein Wagen ist gemütlicher als ein Motorrad.“

„So sehe ich's auch. Brauchst du noch etwas aus dem Winnebago?“

„Auf jeden Fall.“

Beide betraten den Winnebago. Er war geräumig und doch ziemlich voll gestopft. Neben dem Klo, der Koch- und Sitznische (die zur Schlafzelle umgebaut werden konnte) wurde ein großes Aufgebot an technischer Hardware geboten. Der Computer mit Laserdrucker, Modem und Flachbettscanner; der Fernseher samt Videorecorder; die Stereoanlage und ihre diversen Musik-CD's beanspruchten schon einigen Platz.

Judy packte einige Kleidungsstücke in eine Stofftasche. Cliff tat es ihr gleich. Dazu steckte er seinen Discman mit einigen CD's. *Johnny Cash's 'Ghost Riders in the Sky'* durfte dabei nicht fehlen.

Fünf Minuten später schloß Cliff die Tür ab.

„Hast du den Computer gesichert?“ fragte Judy.

„Kennwort geschützt. Du traust Flanerty nicht?“

„Er sieht wie der typische Nachbar aus, der deine Mülltonnen durchwühlt, nur um herauszufinden was du gefrühstückt hast.“

„Da magst du Recht haben, doch der wagt es nicht, auch nur das Handschuhfach zu öffnen.“

„Hast du gesagt, dass du Agent bist und überall deine Fallen aufgestellt hast?“

„Nein, ich sagte ihm, dass ich zur Mafia gehöre und ihm die Handgelenke breche, wenn er auch nur das Falsche berührt.“ Cliff grinste darüber.

„Spinner.“

Büro des Sheriffs

Devilscane, Nevada, 28. September 1996, 16:58 Uhr

George Tampa stand bei der Kaffeemaschine und füllte seine Tasse. Der heiße Wasserdampf mit dem Kaffeearoma stieg zur Decke.

Die Eingangstür knarrte. Zwei Personen traten ein. Ein Mann mit kurzem dunkelbraunen Haar und ausdrucksstarken Gesicht, das seine grauen Augen verstärkten. Fachmännisch schätzte Tampa ihn aus den Augenwinkel ab: *fünfunddreißig bis vierzig Jahre alt, einen Meter achtzig groß und etwa achtzig Kilo schwer*. Die andere Person war weiblich. Langes schwarzes Haar, leuchtende dunkelbraune Augen und ein Gesicht, das jeden Mann auf Gedanken bringen

könnte. Sie schätzte Tampa auf dreißig, einen Meter siebzig und nach ihrer schmalen Taille auf sechzig Kilo. Beide waren adrett mit Hemd, beziehungsweise Bluse und Jeans gekleidet. Der Mann trug eine braune leicht abgenutzte Lederjacke. Auf den ersten Blick sahen die Beiden wie ein Ehepaar aus, doch sie konnten Tampa nicht täuschen. Wie sie sich zueinander bewegten, distanzierten sie sich immer ein wenig voneinander. Seine Vermutungen bestätigte das Fehlen irgendwelcher Ringe an den Ringfingern. Dadurch ließ sich außerdem schlussfolgern, dass sie keine Touristen sein konnten. Ihre Gesichtsausdrücke spiegelten einen gewissen Ernst und eine bestimmte Überzeugung wider. So etwas hatte er schon einmal gesehen - bei Bundesagenten.

Tampa drehte sich zu Beiden ganz hin und nahm erst einmal einen Schluck Kaffee. Dabei bastelte er sich einige Fragen zurecht: *Was wollten die Beiden? Waren sie wirklich vom FBI? Wenn ja, was untersuchten sie?* Die Antworten würde er in einigen Minuten erhalten.

„Sheriff Tampa?“ fragte der Mann.

Tampa nickte.

„Ich bin Cliff Conroy und das neben mir ist Judy Davenport.“

Wenigstens versuchen sie den Verlobt oder Verheiratet Trick nicht, dachte Tampa lächelnd. „Angenehm. Was kann ich für sie tun?“

„Ich würde gerne Anzeige erstatten.“

„Kommen sie hier herüber, Mr. Conroy, und nehmen sie Platz.“ Tampa zeigte auf den Stuhl vor seinen Schreibtisch. Für Judy schob er den vom Deputy dazu. Mit einer Geste setzten sie sich. Tampa ließ sich in seinen Sessel fallen.

„Gegen wen möchten sie Anzeige erstatten, Mr. Conroy?“

„Gegen den Halter des dunkelblauen Chevrolets mit schwarzem Verdeck. Der Wagen hat die Kennzeichenummer BIG CODY. Er hat unserem Winnebago die Vorfahrt genommen und uns beim schneiden den linken Kotflügel demoliert. Dabei ist außerdem der linke Vorderreifen und die Achse zu Schaden gekommen.“ Cliff konnte sich fast nicht beruhigen, wenn es um sein geliebtes Auto ging. Tampa dagegen musste beim Wort ‘Winnebago’ an die Touristenmasche denken, die von FBI und CIA bevorzugt wurde.

„Sie sind also der, der einen unserer zehn Briefkästen platt gewalzt hat.“

„Nicht mit Absicht.“ entschuldigte sich Cliff.

„Sie wissen vom Vorfall?“

„Ja, Miss Davenport. Tom, der Besitzer vom Bekleidungsgeschäft, dort haben sie Mike Flanerty angerufen, hat mich informiert. Ich gebe ihnen dafür keine Schuld.“

„Wie liebenswürdig.“ erwiderte Cliff. „Informationen verbreiten sich hier wohl wie ein Lauffeuer.“

„Das ist In Kleinstädten nun mal so.“

FORTSETZUNG FOLGT ... wenn die Serie mal Fortgesetzt wird.

„Dieser nächste Teil sollte ein erklärender Rückblick werden und etwa in der Mitte des Romans erscheinen. Einst habe ich ihn als Anfang geschrieben, doch früh bemerkt, dass es nicht dahin passte, da er zu sehr vorgriff und auch mir noch zu langweilig war. Deshalb habe ich diesen Text auch unterbrochen und wollte ihn passend schreiben, wenn ich die richtige Stelle gefunden hätte.“

Devilscane Forrest

Devilscane, Nevada, 30. August 1996, 09:58 Uhr

„Stillgestanden!“ rief der Feldwebel. Sofort standen zehn Jugendliche in Reih und Glied stramm. Alle waren in dunkelbraune Pfadfinderuniformen gekleidet. Einige hielten Klappspaten in den Händen.

„Unsere heutige Aufgabe umfasst die Reinigung unseres Waldes. Leider hat das Unwetter vor einiger Zeit einen Teil des Berges abgetragen und so Teile des Waldes zerstört. Überall dort hat sich eine Schlammschicht verteilt und unsere geliebte Natur leidet jetzt darunter. Wir werden dem Abhelfen. ... Der Schlamm müsste jetzt trocken sein, so dass niemand Angst haben sollte einzusinken. Trotzdem möchte ich euch darauf hinweisen vorsichtig vorzugehen.“

Er blickte über alle Gesichter der Kinder und erkannte, dass sie verstanden hatten.

„Ich möchte die Gruppe aufteilen. Die eine Hälfte wird Dreck, wie abgerissene Äste beseitigen und die Andere, Bäume vom Schlamm befreien, damit diese wieder atmen können. Haben alle verstanden.“

„Ja, Sir!“ antwortete ein Chor.

„Wegtreten!“

Die Pfadfindergruppe verteilte sich. Es waren alles fünfzehn- und sechzehnjährige Jungs und Mädels. Um sie zu unterscheiden trugen die Jungs hellblaue Halstücher und die Mädchen rosafarbene.

„Lass uns zum Fluss gehen, Bob! Mir ist heute nicht nach Arbeit. Der Mathetest hat gereicht.“ sagte der sechzehnjährige Peter zu seinem gleichaltrigen Freund.

„Geht mir genauso. Los komm!“

Ohne auf die Anderen zu achten, entfernten sie sich immer mehr. Zum Fluss war man gut zehn Minuten unterwegs. Ihr Weg führte sie über einige steile Hügel zu einem schmalen Wiesenstück, das sich an den etwa fünf Meter breiten Fluss schmiegte. Dort angekommen sahen Bob und Peter, dass hier ein Teil des Berghangs in den Fluss gerutscht war. Zwar hatten sie gehofft, dass hier alles in Ordnung sei, aber das war ein Irrtum. An einigen Stellen füllten die Erdmassen ganze Flussbetteile aus. Doch das Wasser war unaufhaltsam und hatte sich einen neuen Weg hindurch gegraben. Das war auch gut so, schließlich gewann die Stadt ihr Trinkwasser aus diesem Fluss. Im Berg befand sich eine scheinbar unerschöpfliche Quelle. Die Stadträte überlegten sogar, Trinkwasser als Mineralwasser zu

exportieren und so die Stadtkasse aufzubessern. Die Idee wurde zurzeit noch ausdiskutiert.

Bob Shaw blickte sich um und zeigte auf eine sonnige Stelle.

„Dort können wir uns ausruhen und werden nicht so schnell gesehen.“

Peter nickte zustimmend.

Nur eine Minute später streckten und reckten sich beide der Sonne entgegen. Bob schloss die Augen und döste sofort ein. Peter dagegen starrte noch ein wenig auf den dahin fließenden Fluss.

Er strich sich eine Strähne seines langen schwarzen Haares nach hinten. Normalerweise war es zu einem Zopf geflochten, doch an diesem Morgen hatte er dazu keine Lust gehabt. Er war, wie auch Bob, ein sportlicher und kräftiger Junge. Auch in der Schule gehörten beide zur Mittelliga der Klasse, sie waren nicht besonders gut und auch nicht auffallend schlecht. Beide spielten in der Football-Schulmannschaft und waren in diesem Fach mit die Besten. Diese Schulnote glich so einige andere aus.

„Wollen wir Angeln?“

„Spinnst du! Was ist, wenn wir was fangen, wie willst du das dem Feldweibel erklären?“ erwiderte Bob und zeigte einen Vogel.

„Schon gut, war nur eine Idee.“

„Wir können es ja morgen nachholen.“

„Auch gut.“

Und so ließen beide Zeit verstreichen indem sie in der Sonne ruhten. Die frische Luft durchströmte ihre Lungen. Vögel

zwitcherten und sangen ihre Melodien. Wind strich sanft durch die Wiese.

Mit zunehmender Zeit begannen die Sonnenstrahlen heißer zu werden. Es wurde immer unangenehmer sich der Sonne auszusetzen und so setzten sich die Beiden in den Schatten eines kleinen Laubbaumes.

„Mir ist langweilig.“ sagte Peter.

„Geht mir genauso, irgendwie vergeht die Zeit nicht. Hast du eine Uhr um?“

„Nein.“

„Dann muss der Kompass herhalten.“

Bob entnahm seiner Hosentasche eine kleine schwarze Dose. Aufgeklappt zeigte sich der Kompass in seiner ganzen Pracht. Die schwarzweiße Nadel sollte die Richtung anzeigen, wobei weiß für Norden stand. Bob wollte die Position der Sonne bestimmen. Da die Sonne im Osten auf- und im Westen unterging, konnte man anhand der Sonnenstellung die Uhrzeit ungefähr bestimmen. Wenn man annahm, dass die Sonne um sechs Uhr aufging und um sechs unterging, bedeutete das, dass die Sonne mittags im Süden stehen müsste. Jede Stunde würde dann fünfzehn Grad auf dem Kompass bedeuten. Fünfundvierzig Grad südöstlich waren ungefähr drei Uhr nachmittags und fünfzehn Grad südwestlich elf Uhr vormittags.

Sein Blick landete auf der Magnetnadel. Die Nadel drehte sich vorerst langsam, nahm aber dann an Geschwindigkeit zu und hörte damit nicht auf. Es war als blickte er auf einen Propeller, der nur

noch vom Kompassglas abgehalten wurde in die Lüfte aufzusteigen. Bob runzelte die Stirn.

„Verdammt, es klappt nicht.“ Er war verärgert.

„Kannst du nicht einmal einen simplen Kompass ablesen? ... Ein Wunder, das du als Pfadfinder genommen wurdest!“ erwiderte Peter mit einem breiten Grinsen.

„Hör mit dem Quatsch auf. Es funktioniert einfach nicht. Hier probier es selbst!“ Er warf Peter den Kompass zu.

Jetzt blickte Peter auf die rotierende Magnetnadel. Es war faszinierend dem drehenden Etwas zuzuschauen. Ein wirbelnder sich nach innen drehender Strudel tat sich in Peters geistigem Auge auf. Seine Gedanken schienen in den Hintergrund gedrängt zu werden. Wie in Hypnose waren seine Augen und sein konzentrierter Geist auf der rotierenden Nadel.

Bob nahm Peter den Kompass ab und klappte ihn zu. Aus den Gedanken gerissen schaute Peter verwirrt auf.

„Wie?“

„Keine Ahnung, Peter. Ist aber auch egal. Es ist bestimmt spät genug. Lass uns zu den Anderen zurückgehen.“

„Einverstanden. Aber wir sollten uns noch ein wenig tarnen.“

„Tarnen?“

„Erinnere dich. Wir hatten den Auftrag 'im Schlamm zu graben' ... und jetzt schau auf deine Kleidung. Sie ist zu sauber, der Feldweibel ist nicht blöd und merkt sofort, das wir nichts getan haben.“

„Du hast Recht. Dort am Fluss ist der Schlamm noch feucht. Wir machen's dort. Vergiss deinen Spaten nicht.“

Beide gingen zum Fluss. Bei den Erdmassen des Erdbebens verweilten sie. Sie stießen ihre Klappspaten ins Erdreich. Dann beschmierten sie Teile ihrer Kleidung, wie Ärmel und Hosenbeine. Mit verdrecktem Handrücken wischte man sich einmal den Schweiß von der Stirn und hatte so einen entsprechenden Dreck auch dort verteilt.

„Na, wie sehe ich aus?“ fragte Bob und präsentierte sich.

„Wie einer der zum Schlammcatchen gegangen ist.“

„Glaubst du, du siehst besser aus?“ konterte er.

„Ich sah schon immer besser aus als du.“ erwiderte Peter frech.

Als Antwort bewarf Bob ihn mit einem Klumpen Schlamm.

„Angeber.“

Beide lachten miteinander.

Dabei fiel Peters Blick auf den Fluss. Irgendetwas blinkte und blitzte im schwach trüben Wasser. Was mochte es sein?

Ohne zu zögern kniete er sich am Ufer hin und krepelte seinen rechten Ärmel hoch.

„Ist dir was in den Fluss gefallen, Peter?“

„Nein. Da liegt etwas im Wasser.“ antwortete er und langte ins klare, eiskalte Flusswasser.

Er hatte sich vom Bild im Wasser täuschen lassen und verfehlte das Etwas. Nachdem er ein wenig rumgetastet hatte, umschloss er fest das Gesuchte. Vorsichtig zog er das faustgroße Objekt heraus.

„Was hast du da?“

„Ich weiß nicht!“

Langsam öffnete Peter seine Hand. Gleichzeitig schauten beide wie gebannt auf das Objekt.

Es war ein Walnuss großer runder Kristall, der durchsichtig wie ein Bergkristall war. Er war wie ein Diamant an vielen Seiten geschliffen und leuchtete in ebenso vielen Farben. Das Flusswasser schien ihn zu einem wertvollen Schmuckstein geschliffen zu haben.

„Ist das ein Diamant?“

„Keine Ahnung, Bob. Wir könnten ja versuchen Glas damit zu scheiden.“